



Mährisches Blatt.

N^o: 30.

Samstag

den 27. Juli

1833.

Krain's Vorzeit und Gegenwart.

Einführung der Stadtbeleuchtung zu Laibach.

Eine zweckmäßige Stadtbeleuchtung gehört mit unter die Bequemlichkeiten und Sicherheitsanstalten einer Stadt. Dieß erkannte und fühlte man in der Hauptstadt Laibach schon lange, nur fehlte es an dem nothwendigen Impulse, der ein solches Werk in's Leben rufen, und auch für die Folgezeit erhalten konnte. Während man jedoch den Zeitpunkt noch weit entfernt glaubte, erschien am 10. December des Jahres 1791 eine Circularnote der damaligen Landeshauptmannschaft, worin der Wunsch, eine nächtliche Beleuchtung der Stadt und der Vorstädte hierorts einzuführen, lebhaft ausgesprochen, und zugleich der hiesige Magistrat aufgefordert wurde, zur Gründung einer Stadtbeleuchtung nach Kräften mitzuwirken. Um dem hohen Wunsche schnell zu entsprechen, und einem lange gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, versammelte der Magistrat, bei dem Mangel eines eigenen hintänglichen Fondes den Bürgerausschuß.

Während man sich hier noch mit dem Herbeischaffen der Mittel einer Gründung und Erhaltung der Stadtbeleuchtung beschäftigte, erklärten sich die H. H. Stände bis zur Ausmittlung eines eigenen Fondes jährlich aus der ständischen Casse 200 fl. verabsolgen zu wollen. An dieses erste patriotische Anerbieten schloß sich sogleich die k. k. Tabackgefallen - Administration an, und versprach zu gleichem Zwecke jährlich eine angemessene Summe beizutragen. Diese rühmlichen Schritte blieben nicht ohne Nachahmung. Der hiesige Handelsstand veranstaltete unter seinen Mitgliedern eine Subscription und erklärte sich zu einem jährlichen

Beitrag von 170 fl.; die Inhaber von Gast- und Kaffehäusern zu einem jährlichen Beitrage von 357 Gulden.

Zwar hatte man noch lang nicht die erforderliche Summe — denn sämtliche Kosten waren jährlich auf 1360 fl. berechnet worden — aber man hatte wenigstens so viel, um eine theilweise Beleuchtung einzuführen. Damit jedoch die Anschaffung der Laternen nicht den größten Theil der zuerst einlaufenden Beiträge verschlinge, so erklärten sich viele Hauseigenthümer bereit, ihre Laternen zu diesem Zwecke herzulihen. Bald darauf wurden durch eine vorher geschehene Vermessung die Plätze bezeichnet, wo Laternen aufgestellt werden sollten, und am Abend des 1. Januars 1793 war die Stadt zum erstenmale beleuchtet.

Aber man sah bald das Unbequeme der verschiedenen Laternen ein, da bei deren verschiedenartiger Form nicht nur äußerst viel Zeit bei der Füllung verloren ging, sondern auch das Licht von allen nicht gleichmäßig strahlte. Dem zufolge entschied man sich endlich zur Anschaffung neuer Laternen, und wählte unter den vorgezeigten Mustern die sogenannten Glockenlaternen.

Die subscribirten Beiträge waren aber zur Deckung der gewöhnlichen Auslagen, die sich im Jahre 1796 schon auf 2000 fl. beliefen, nicht zureichend, und das ganze Unternehmen drohte, wenn nicht regelmäßige Zuflüsse zur Deckung der Kosten zu erwarten seyen, zu scheitern. Durch vielfache Bemühungen der hohen Behörden und des Magistrats wurde endlich ein eigentlicher Beleuchtungsfond dadurch ausgemittelt, daß man zu den subscribirten jährlichen Privatbeiträgen von 749 fl. noch 1622 fl. aus dem städtischen Weinausschlage dazulegte.

Um aber die Beleuchtungsmethode in einen regelmäßigeren Gang zu bringen, schloß man mit den Gebrüdern Johann Georg und Joseph Grünwaldt zur Beleuchtung von 300 Laternen um die Summe von 2050 fl. einen Pachtvertrag auf zehn Jahre ab, und übergab ihnen im Jahre 1798 mit allen Laternen auch sämtliche Beleuchtungsrequisiten. Doch jährlich nahm bei der theilweisen Ausdehnung der Stadt die Anzahl der zu beleuchtenden Laternen zu, und schon im Jahre 1801 hatte sich deren Anzahl schon auf 347 vermehrt, und einen Kostenaufwand von 2371 fl. verursacht.

Zufolge einer höheren Weisung wurden im Jahre 1808 die bedeutenden Zuflüsse, die der Beleuchtungsfond aus dem städtischen Weinausschlag zog, demselben entzogen, und während man sich in dem darauffolgenden Jahre eben mit der Herbeischaffung neuer Mittel zur Deckung der Beleuchtungskosten beschäftigte, fiel die Stadt in die Gewalt des französischen Kaisers. Mit der neuen Herrschaft fielen aber alle die Zuflüsse, die der Beleuchtungsfond unter der österreichischen Regierung genossen hatte, weg, und mit Erstaunen sahen die Franzosen die Stadt in den dunklen Septembert Nächten des Jahres 1809 trotz ihrer 340 Laternen unbeleuchtet. Der Chef der Polizei verlangte sogleich von dem Maire der Stadt die nöthige Aufklärung über die unterlassene Beleuchtung, und als dieser mit dem Mangel eines eigenen Fondes und mit der Unmöglichkeit, bei den ohnehin großen Kriegslasten, die Beleuchtungskosten durch eine besondere Subscription zu decken, sich entschuldigte, so wurden von Seiten des General-Polizei-Commissariats 24 Häuser bestimmt, deren Besitzer die an ihre Häuser angebrachten Laternen so lange beleuchten mußten, bis man über eine neue Stadtbeleuchtung definitive Maßregeln getroffen haben würde. Es ward darauf festgesetzt, daß von jedem Centner transirender Waaren und von jedem Eimer Branntwein 3 Kreuzer in die Stadtcasse fließen, und aus den einkommenden Geldern die Beleuchtungskosten zu bestreiten seyen. Dadurch war man in den Stand gesetzt, im Jahre 1811 neuerdings 250 Laternen herzustellen und gehörig zu beleuchten.

Als die Provinz Krain im Jahre 1813 wieder mit dem österreichischen Kaiserstaate vereinigt worden, wurden auch die meisten alten Gesetze und Einrichtungen in Kraft gesetzt, wie solche hier vor dem Wiener Frieden bestanden. Nur die Stadtbeleuchtung erlitt, und zwar zum Vortheile dieser Anstalt selbst, eine Umänderung. Für den Augenblick wurde zwar die Beleuchtungsmethode beibehalten, wie solche unter der Mairie beobachtet wurde, aber schon im Jahre 1814 schritt man zur Aufstellung eines eigenen Reglements der Stadtbeleuchtung und wies die Kosten dazu an die städtische Cassa. Vermöge dieses Reglements wurde

die Anzahl der Laternen auf 349 festgesetzt, die von nun an mit dem Beginn der Abenddämmerung anzündet und bis 11 Uhr Nachts brennen sollten. Das ganze Beleuchtungswesen ward einem eigenen Aufseher übergeben, unter welchem die übrigen acht Laternenanzünder standen.

Bis zum Jahre 1821 verblieb die Stadtbeleuchtung in eigener Regie; aber noch in demselben Jahre ertheilte das hohe Subernium die Weisung, daß zur Schonung der städtischen Renten die Stadtbeleuchtung neuerdings in Pacht gegeben werden solle. Es ward demnach der Pacht-Contract vom Jahre 1798 zu Grunde gelegt, und die zu beleuchtenden 370 Laternen dem Mindestfordernden in der am 25 April 1822 abgehaltenen Verabsteigerung auf drei Jahre überlassen. Doch die von Jahr zu Jahr zunehmenden Bauten verlängerten allmählig die Beleuchtungslinien in den Vorstädten, die Zahl der Laternen ward auf 414 erhöht, deren Beleuchtung jährlich einen Kostenaufwand von 2752 fl. verursachte. Die Laternen selbst erlitten im verfloffenen Winter wenigstens streckenweise eine neue Umstellung. Alle im Gebiete der Optik und Technik bis zu dieser Zeit gemachten Erfindungen und Verbesserungen wurden bei den neuen Laternen benützt, welche auf Kosten des Beleuchtungsfondes angeschafft wurden. Hr. Joseph Michel, bürgerl. Spenglermeister von Villach, lieferte 20 neue Laternen, die zur Vergrößerung des Lichtes mit Reverbers versehen sind. Sie wurden anstatt der alten Laternen auf dem Hauptplatze angebracht, und geben ein weit helleres und gleichförmigeres Licht. Noch einen weiteren Strahlenwurf geben jene 10 Laternen, die auf dem Congressplatze in der Sternalle angebracht worden, und von dem hiesigen vortheilhaft bekannten Spenglermeister, Hrn. Georg Freiburger, gefertigt sind; diese haben nebst dem weiteren Strahlenwurfe den besonderen Vortheil, daß sie eine geringere Quantität Dehl erfordern. Wenn sie angezündet werden, schimmert die ganze Sternallee gleichsam in einem erhöhteren Lichtglanze.

So werden demnach auch in der Art und Weise der Stadtbeleuchtung jene technischen Hervollkommnungen allmählig angewendet werden, durch die sich unser Jahrhundert so vortheilhaft ausgezeichnet, und es steht zu erwarten, daß auch der Rest der übrigen Laternen durch diese neu verbesserten ersetzt werden wird.

Naturhistorische Merkwürdigkeiten.

Die Tarantel.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Academie der Wissenschaften wurde eine Abhandlung des Herrn Leon Dufour über die Tarantel (*Lycosa*

tarentula) vorgelesen, worin es unter Anderm, in Bezug auf die Dekonomie dieses merkwürdigen Thieres, heißt: »Die Tarantel bewohnt vorzugsweise offene, trockene, unangebaute, an der Sonne gelegene Stellen, und lebt in unterirdischen Gängen, die sie selbst ausgräbt, und die von den Naturforschern noch wenig beachtet wurden. Es sind cylinderförmige Aushöhlungen, oft von einem Zoll im Durchmesser, die sich einen Fuß tief in den Boden einsenken. Die Bewohnerin dieser Laufgräben zeigt sich dabei nicht nur als geschickte Jägerin, sondern auch als scharfsinnige Baumeisterin. Es mußte ihr nicht allein darum zu thun seyn, sich tief in der Erde einen Zufluchtsort gegen Verfolgungen zu erbauen, sondern sie mußte ihre Gänge auch so einrichten, daß sie aus der Tiefe derselben ihre Beute erspähen und Pfeilschnell auf sie losstürzen konnte. Um Dies zu erreichen, führt die Tarantel ihren Bau zuerst vier oder fünf Zoll tief senkrecht. Da, wo der Winkel beginnt, sikt nun die Lycose, die Augen unverwandt auf den Eingang ihrer Höhle gerichtet. Wenn man auf sie Jagd macht, kann man aus dem Dunkel des Ganges ihre Augen wie zwei Diamanten hervorblicken sehen, ungefähr wie die der Raben im Finstern. Ueber den äußern Rand des Einganges erhebt sich gewöhnlich noch einen Zoll hoch eine Röhre, die gewöhnlich zwei Zoll im Durchmesser hat, folglich viel geräumiger ist, als die Höhle selbst, wahrscheinlich um den Weinen der Tarantel, wenn sie in diesem Vorhof ihre Beute überfällt, größern Spielraum zu lassen. Dieser Vorbau besteht aus kleinen Holzspänen, die mittelst Lehm verbunden und so kunstreich in einander gefügt sind, daß sie eine gerade, innen ausgehöhlte Säule bilden. Dieses Vorwerk erhält aber hauptsächlich durch ein Gewebe von Fäden, mit denen es, so wie der ganze Höhlenbau, ausgeschlagen ist, erst die gehörige Festigkeit.«

Der Obelisk von Luxor.

Der bekannte französische Dichter Merp, der kürzlich das gegenwärtig in dem Seearsenal zu Toulon befindliche Schiff Luxor mit dem großen ägyptischen Obelisk in Augenschein nahm, hat seinem Freunde und Geistesverwandten Berthelemy von diesem Besuch auf dem Schiffe eine sehr sinnige und poetische Beschreibung gemacht, von der wir hier einige Stellen mittheilen: Der Luxor ist dem Ansehen nach stark, dauerhaft und leicht. Doch der Schein trügt: genauer besichtigt, trägt Alles die Spuren leichter, oberflächlicher Arbeit. Indessen darf man stolz seyn, wenn man bedenkt, daß unser Frankreich in wenigen Tagen, und nur wie zum Zeitverreib, ein Schiff zu dem einzigen

Zweck erbaute, einen Obelisk aus der Wüste herbeiführen zu lassen. Hat der Luxor denselben vollends an Ort und Stelle gebracht, so ist seine Bestimmung erfüllt, und man stellt das Schiff dann vielleicht gleich einer Botivtrophäe irgendwo in Paris auf. Den Luxor zu demoliren, wäre ein wahrer Mord: er muß wie eine Reliquie aufbewahrt werden. — Der Obelisk selbst ist weit kolossaler, als ich ihn mir gedacht hatte; es ist beinahe eine Pyramide. Obgleich im Ganzen noch gut erhalten, hat doch seine Spitze etwas Noth gelitten. Darf man sich übrigens darüber wundern? Wie oft hat der Samum über das Haupt des Jahrtausende alten Greises geweht! wie oft haben Geyer an diesem Granit ihre eisenharten Schnäbel geweht! — Der Fuß des Obelisk ist etwas ausgehöhlt, und diese Aushöhlung mit Figuren von Königen und Göttern nebst hieroglyphischen Inschriften versehen — eine Verfahrensart, welche die Stelle unserer Medaillen vertrat. Natürlich sind diese Bilder nicht sichtbar, wenn der Obelisk aufrechtsteht, und sie waren daher vom Anfang an nur auf den Fall des einstigen Umsturzes der Säule berechnet. Trauriger Gedanke von der Bestandlosigkeit aller irdischen Dinge, der die alten Aegyptier, als sie ihre Riesenwerke errichteten, so wenig an ihre Dauer glauben ließ, als uns, die wir in den Grundstein unserer Bauwerke Medaillen legen!

Landes-Museum in Laibach.

129.) Frau Josepha Sorre, Pächters-Gattin in Haasberg, einen sogenannten Schlittler-Wagen, wie selber dormalen auf der Straße von Laibach nach Triest gebräuchlich ist, mit einem aufgeladenen Zucker-Faße, Stahlkisten und Schien-Eisen befrachtet, dann mit zwei Ochsen bespannt; zierlich gearbeitet, und die dormalen gebräuchliche Art der Frachten-Beförderung genau vorstellend, dann ein genaues Modell des im Bezirke Haasberg gebräuchlichen Pfluges, und einer Egge.

Mit lebhaftem Vergnügen ergreife ich hier die Gelegenheit, um die Beförderer der Landwirthschaft zu bitten, wie ich es bereits zweimal in den allgemeinen Landwirthschafts-Sitzungen gethan habe, damit sie dieß schöne Beispiel nachahmen möchten, und aus jedem Bezirke Krain's das Modell des daselbst üblichen Pfluges und der Egge einsenden wollten, um die Museums-Direction in Stand zu setzen, eine krainische Acker-Werkzeug-Sammlung aufstellen zu können.

130.) Eben diese, einen merkwürdigen Auswuchs, der bei Haasberg auf einem Weidenbaume gefunden wurde. — Ein vier Zoll hohes, unten drei Zoll im

Durchmesser haltendes, sehr niedliches, altes Fläschchen vom blauen, grünen, violeten und goldstaubigen Glasflusse. — Eine kleine Kugel vom Schwefel-Kies im schwarzen Schiefer. — Neunzehn alte, kaum mehr kennbare Kupfermünzen, darunter Claudius Gothicus, pax. Aug. — Trajanus, Gallienus, welche nebst den vorgenannten zweien Stücken, beim Sandgraben sechs Schuh unter der Erdoberfläche, unter den Ruinen des alten Schlosses Haasberg gefunden worden seyn sollen.

131.) Ebendiese, ein kleines Gemälde von Blumen, in dessen Mitte in der Größe eines Groschens der Glaube, Vater Unser und der englische Gruß geschrieben sind. — Eine französische Assignate pr. 15 Sols vom 14. Jänner 1792. — Eine Assignate von 100 Frs., vom 18 nivose an 3. de la republique.

132.) Ebendiese,

in Gold:

Einen herrlichen Ducaten: Ludovicus I. Hungarum rex, 1517.

In Silber:

Eine Medaille, in der Größe eines Thalers, worauf der Kalender des Jahres, 1810; 1/4 Thaler des Grafen Joh. Georg Mansfeld, 1670; ein schöner testone Papst Clemens XI. 1716, anderseits: Georgius Protector Ferariae; eine Guistina des Doge Andrea Gritti; einen Dollar der Republik Mexico, 1830; Eine Dsella des Doge Lorenzo Priuli bei seinem Regierungsantritte, 1556; eine sehr schöne, die Größe eines Zehners haltende Münze: Carolus II. D. g. dux Mantuae et Montis Fereti, 1664, eine schöne Münze: Ferd. Princeps et Infans Hisp. Arch. Aust. Comes Tyrolis, in der Größe eines Zehners; eine alte Venetianer-Münze, eben so groß, Francesco Foscari Duce, beiläufig 1425; 1/24 Thaler des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1672; eine Münze, in der Größe eines Zehners: Petrus Gradenigo Dux, beiläufig, 1298; einen ungarischen Silberkreuzer: Rudolphus II., 1590; einen Groschen des Carl Cardinal von Lothringen, Bischofen von Straßburg, Landgrafen in Elsaß, 1602; einen Mezzo Paolo Pius VI. Auxil. de Sancto, 1782; einen Groschen: Max. Gand. aus dem gräflichen Hause Rienburg, Erzbischofe in Salzburg, 1680; einen detto detto 1681; 1/4 Rubel: Katharina II., 1792; ein Vier-Kreuzer-Stück des Bischofums Bamberg, 1763; sechs Grossetti der Republik Ragusa, 1801;

eine Münze, in der Größe eines Zehners: Joh. Ernest Archep. et Pr. Salisb. in transitu 9. Feb. 1699; einen Groschen Albrecht Wallensteins, Herzogs zu Friedland, 1630.

In Kupfer:

Due Soldi di Gorizia 1734; die kleinste Kupfermünze der jonischen Inseln.

Diese werthvollen Beiträge, beurkunden den regen Eifer der Frau Geberinn, für eine Anstalt, welche die Herde von Laibach ist, und verpflichten zugleich die Museums-Direction zum besondern Danke.

133.) Herr Benzel Leopold Straus, Realitätenbesitzer in Reifnitz, folgende Münzen:

In Silber:

Ein 24 Stück: Joh. Georg IV. Dux Saxonia. Sola gloriosa, quae justa; einen Wagen: Rep. Helvet., 1802; einen Sechset: Vladislaus II. rex Bohemiae: eine Münze, in der Größe eines Zehners, sehr verwischt. Ein Ritter zu Pferde, circuncant concordia; dann ein unkenntliches Wappen, 1691, Mo. Ro. Arg. Ord.

In Kupfer:

Agripina M. F. Mat. C. Caes. Aug. memoriae Agripinae; Julia pia Fel. Aug. Junonj; Licinus Constantinus Jun. Nob. C. Alemania devicta; Urbs Roma, Lapa lactans gemellos; zwei Theodosius P. F. Aug. concordia Auggg.; zwei Helena Augusta securitas reipublicae; Licinius Jun. Nob. Caes. Victoria laetae Prin. Perp.; Constantinus Max. Aug. Constantini Dae; D. N. Valentinianus P. F. Aug. gloria romanorum; eine Kupfermedaille auf die per Terno gut ausfallenden Ehen; un soldo di Gorizia.

134.) Ein Ungenannter einen stark angegriffenen Valentinianum, von Mittel-, und einen von Kleinerz; eine Venetianer Gazette Dal. et Alb.; eine unkenntliche römische Münze.

135.) Ein Ungenannter, das Nest und acht Eyer eines (Galli regis) Wachtelkönigs.

136.) Ein detto, eine Rachteu'e und drei Eyer.

137.) Herr Vinzenz Freiherr v. Schweißer, sechs lebende Exemplare der lacerta viridis.

Laibach den 13. Juli 1833.

Franz Graf v. Hohenwart.

(Diesem Blatte liegt eine Außerordentliche Beilage bei.)

Redacteur: Fr. Fab. Heinrich. Verleger: Ignaz W. Edler v. Kleinmayr.

Slowenischer ABC = Krieg N^{ro.} 3.

Di ehe lievi cagion che erudel guerra!
Petrarca.

Nachdem sich die hiesigen Vertheidiger des neuen krainischen Alphabetes erschöpft zu haben schienen, ist endlich der Mann als Apologet (?) der Metelko'schen ABC-Reform aufgetreten, der dieselbe zunächst veranlaßte, und von dem daher zu erwarten war, er werde sie, falls er sie wirklich ganz billigen sollte, am genügendsten rechtfertigen können. Aber leider hat er in seinen, mit vornehmer Nachlässigkeit hingeworfenen, für die meisten Leser wohl ziemlich syllinischen *) „Fragmenten eines Skeletts“ über diesen Gegenstand weder etwas Neues, noch überhaupt et. was Wesentliches gesagt, sondern sich in Persönlichkeiten, scurrile Witzeleien **) und gemeine Schmähungen verlor, wie rohe Leute zu thun pflegen, denen es an Gründen für die Sache, die sie verfechten, fehlt. Manche unserer Leser, die sich erinnern, wie wir dieses Mannes Verdienste zu würdigen suchten, werden nicht begreifen, was ihn eigentlich so sehr gegen uns aufbringen konnte. Für diese müssen wir bemerken, daß es vor allem zwei Dinge gibt, über welche man nichts sagen darf, das dem Hrn. K. nicht conveniren würde, wenn man ihn nicht ungefähr auf die Art erbittern will, wie Personen, die an fixen Ideen leiden, erbittert werden, wenn man ihnen mit Gründen kommt, die sie nicht widerlegen können. Diese zwei in den Augen des Hrn. K. unendlich wichtigen Dinge sind: 1.) der (unausführbare) orthographische Grundsatz („jeder Buchstabenschrift erstes und Hauptgesetz“, f. Slow. ABC-Kr. Nr. I. S. 13.): Schreib wie du sprichst ***); 2.) die (unhaltbare) Hypothese, un'er Dialekt sey „der gerade. Descendent der im J. 870 vor allen anderen zuerst geschriebenen Kirchen Sprache“ (f. Illyr. Bl. 1832, Nr. 47), was der (gerade darum, seines Uebel-

lautes ungeachtet, so unschätzbare) Halbvocal beweise. Wehe also jedem, der diese Punkte auf eine den Ansichten des Hrn. K. widersprechende Art zu berühren wagt! Er wird von ihm sogleich als ein, die hohen Geheimnisse der Buchstabenschrift zu erfassen unfähiger Ignorant dargestellt; und ist er gar ein Krainer, so wird er wegen des letzten Punktes noch obendrein als ein Verräther des Vaterlandes gebrandmarkt!

So viel zur Erklärung der Entrüstung des Hrn. K. Wir wollen nun die 18 Paragraphe seines „Skeletts“ (wenigstens in so fern sie uns betreffen) nach der Reihe beleuchten, wobei wir sie, da sie nicht numerirt sind, mit ihren Anfangsworten anführen müssen. Doch, vor allem einige Worte über den, diesen Paragraphen vorausgehenden Brief an Hrn. M***. Derselbe enthält eine Beschuldigung so beleidigender Art, daß wir dazu unmöglich schweigen können. Die Ausdrücke: „Committenten“, „Spendirtosen“ u. sind zu bestimmt, als daß man sie bloß für schlechten Spaß nehmen könnte. Hr. K. will damit offenbar andeuten, daß Schreiber dieses sich durch eigen nützige Motive hat bewegen lassen, gegen seine bessere Ueberzeugung die Metelko'sche ABC-Reform zu bestreiten, welche Andeutung wir hiemit für eine förmliche Verleumdung erklären, deren sich ein Mann, welcher „in Recht und Pflicht so gut beschlagen“ seyn will, wie Hr. K., am wenigsten bedienen sollte. Hr. K. weiß übrigens besser, als irgend jemand, daß wir von dem Metelko'schen Alphabet nie eine andere Ansicht gehabt haben, als die wir nun öffentlich ausgeprochen. Am wenigsten aber konnte er aus unsern dießfälligen Artikeln selbst entnehmen, daß wir bei unserm Kampfe durch fremden Einfluß und niedrige Nebenabsichten geleitet wurden. *) Seine verleumderische Andeutung muß also irgend eine andere, trübe Quelle haben, wenn sie anders nicht ganz aus der Luft gegriffen ist. Und doch wagt er, uns an Lessing's 57. antiquar. Brief zu erinnern! In diesem heißt es: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunststrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunststrichter erlaubt. — Aber sobald der Kunststrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges

*) Unverständliches imponirt ja auch manchen Leuten!

**) Wie, wie „Pan Maciet“ findet man ein paar mal bei Cicero, häufiger aber hört man sie auf der Gasse.

***) In seinem gegenwärtigen Aufsatze erwähnt er zwar diesen Grundsatz gar nicht; er substituirt demselben einen andern, dessen Grund wir jedoch nach weniger einsehen (vergl. Slow. ABC-Kr. Nr. I. S. 9), nämlich: „So viel Laute, wenigstens so viel einfache Zeichen.“ Wir können uns also wohl gar schmeicheln, durch unsre Vercüchtung des erstern bei Hrn. K. selbst Bedenklichkeiten erregt zu haben; aber unsre Annäherung, einen Mann wie er zu bestreiten, dürfte ihn nur um so mehr ärgern, wenn er einseht, daß wir ein Vischen Recht haben *Mauet alta mente repostum — iudicium nostrum.*

*) Hr. K. wird uns, doch nicht weiß machen wollen, dieses bloß aus unserer Unterschrift: „denn handgreifliche Ironie er absichtlich nicht merken will, deducirt zu haben? Er hätte uns eben so gut des Russificens beschuldigen können, da ja das Metelko'sche u. eigentlich russisch ist.

„wider ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunsttrichter zu seyn, und wird — Klätcher, Anschwärzer, Pasquillant.“ *) Wir fragen nun, ob diese Stelle nicht ohne Vergleich mehr auf Hrn. K., der unsre „Neblichkeit“ in diesem Streite verdächtig zu machen, und unsern Charakter überhaupt zu beslecken sucht**), ohne daß in dem von uns Geschriebenen irgend eine Veranlassung dazu gegeben worden wäre, als auf uns paßt, weil wir uns die „unbegreifliche u. Indiscretion“ haben zu Schulden kommen lassen, „von vertraulichen Aeußerungen eines Dritten ohne Ermächtigung öffentlichen Gebrauch zu machen.“ Welche Geheimnisse haben wir so frevelhaft enthüllt? Betrafen sie Persönliches, oder sonst etwas, das geeignet wäre jemanden zu compromittiren? Haben wir uns dabei wider Hrn. K. selbst irgend eines „nachtheiligen Zuges bedienen“ wollen? Haben wir etwa Stellen aus Briefen wörtlich mitgetheilt? Die ganze Indiscretion, durch die wir „der ernstesten Müge verfallen“ sind, bestand darin, daß wir im Allgemeinen sagten, daß wir „nach Hrn. Kopitar's wiederholten mündlichen und schriftlichen Mittheilungen versichern können, daß er mit der Schreibung des Hrn. Melko, in so fern sie von der wirklichen Aussprache abweicht, eben so wenig zufrieden ist, als mit den Figuren des neuen krainischen Alphabetes“. Wie hätten wir auch nur vermuthen können, daß jemand aus so etwas ein Geheimniß machen könnte? Daß er es nicht selbst sagen würde***), wenn er öffentlich darüber zu sprechen hätte? Wir glaubten sogar es sagen zu müssen, um Hrn. K. nicht des Mangels an Geschmack und Consequenz mit Hrn. Metelko zugleich zu zeihen, da sich letzterer auf ihn beruft. Ueberhaupt aber begreifen wir nicht, warum Hr. K. eine so rein-literarische Sache in das Gebieth der Moral hinüberzuziehen sucht. Man pflegt so zu verfahren, wenn man sieht, daß man mit literarischen Gründen nicht leicht auskommen wird. Wir wollen sehen, wie die des Hrn. K. beschaffen sind.

Zu S. (1) „Das dem angehenden böhmischen Dichter E. so verschwenderisch gespendete Lob“ wird dadurch nicht „widerlegt“, daß wir in seinem Aufsätze einige Einzelheiten berichtigten, ohne deren genauere Kenntniß man sehr wohl ein ausgezeichnetes böhmischer Schriftsteller seyn kann. Daß Hr. Celakowsky dieß ist, haben nicht wir zuerst ausgesprochen. Ohne anderer lobenden Urtheile über ihn zu erwähnen, führen wir nur folgende Stelle aus Purkinje's Recension von Bowring's Cze-

skian Anthology in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaft. Kritik“ Nov. 1832, an: „Um ein Bild der böhmischen Dichtung nach ihrer historischen Entwicklung, und gegenwärtigem Stande zu entwerfen, scheint sich der Autor, wie man es aus einem artigen Zueignungsgebichte am Anfange vermuthen kann, vorzüglich der Hülfe des braven Literators und Dichters Celakowsky bedient zu haben, was seiner Arbeit zu vielfachem Vortheil gereichen mußte, obgleich wieder bei diesem halben Incognito der Nachtheil eintrat, daß von des letzteren ausgezeichneten Dichtungen selbst nichts mitgetheilt wurde.“ *) Wir möchten wissen, wie viel ausgezeichnetere lebende böhmische Schriftsteller uns Hr. K. nennen kann! — Hr. K. schildert uns „nicht bloß un-, sondern selbst anti-patriotisch“, weil wir das wahre Verhältniß unserer Mundart zu den übrigen angegeben, aber dadurch freilich ihn in seiner oberwähnten Lieblings-Hypothese, für die er indessen, außer F. Grimm etwa, noch kaum einen namhaften Anhänger gefunden**), unangenehm gestört haben. Wir wollen übrigens zugestehen, daß es für unsere Mundart eine Ehre wäre, wenn ihre gerade Descendenz von der altslawischen Kirchensprache bewiesen werden könnte, sehen jedoch

*) Der „angehende Dichter“ Fr. Lad. Celakowsky (geboren 1799, s. Jungmann's Geschichte d. böhm. Lit. S. 615) hat bis nun, so viel uns bekannt, Folgendes in böhm. Sprache herausgegeben:

- 1.) Vermischte Gedichte. Prag, 1822. Zweite verm. Ausg. Daf. 1830.
- 2.) Slawische Volkslieder, (die böhmischen, mährischen u. slowakischen in der Originalsprache, die der übrigen Slawen zugleich in mehrerer böhm. Uebersetzung.) Prag, 1822 — 27. 3 Bände.
- 3.) Herder's Blätter der Vorzeit, in's Böhm. übersetzt. Prag, 1823.
- 4.) Goethe's Schauspiel: Die Geschwister, in's Böhm. übers. Daf. 1827.
- 5.) Lithuanische Volkslieder nach D. Khesa's Sammlung in's Böhm. übers. Daf. 1827.
- 6.) W. Scott's Lady of the Lake, in's Böhm. übers. Daf. 1828.
- 7.) Nachhall russischer Volkslieder. Daf. 1829. (In's Deutsche übersetzt von Jos. Wenzig in den „Blüthen neuböhmischer Poesie.“ Prag, 1833.)
- 8.) S. Augustini de Civitate Dei libri XXII in böhm. Uebersetzung (die Hr. Winiarsky in s. Schrift üb. d. geg. Zustand der böhm. Lit. „meisterhaft“ nennt.) 4 Bände (der 5te und letzte folgt nächstens.)

Anßerdem hat Hr. C. zu verschiedenen böhm. Zeitschriften, als: Čechoslav, Milozor, Krok u. wie auch zum Westphälischen böhm. Museum nach Beiträge geliefert.

**) Dobrowsky hielt das Kirchenlawische für den „alten, noch unvermischten, serbisch-bulgarisch-macedonischen Dialekt“; die ersten Slawisten, als Woskrow (in s. Erklärung der altkirchenslawischen Münchener Aufsätze) Schaffarik (s. s. Serb. Leseförner, S. 114) erklären es nun für altbulgarisch, was auch in jeder Hinsicht das natürlichste ist. Hr. Woskrow, gewiß ein eben so großer Kenner des Slawischen, wie Hr. K., bemerkt mit Recht, daß man gerade aus den erwähnten Münchener Aufsätzen (s. Metelko's Vorl. Vorl. S. XIII.) ersieht, wie sich das Altkirchenslawische von Kirchenlawischen, d. i. Altbulgarischen, unterscheidet.

*) I thank thee, Jew, for teaching me that word. Shaskp. Moreh. of Ven. A. IV. Sc. 1.

**) Ist wohl diese ganze armselige Uebersetzung Sache werth, daß man wegen derselben jemanden auf diese Art verunglimpft?

***) Vergl. unten zu S. (17) „Aber indem wir.“ u.

nicht ein, welchen sonstigen, wesentlichen Vortheil sie von dieser hohen Abkunft haben soll. Wir werden unsere jetzige Sprache eben so wenig darnach ummodelln wollen oder können *), als die Deutschen die ihrige nach der des Dürfried, oder selbst nach der des Nibelungenliedes. Zu philologischen Forschungen aber können wir das Kirchenlawische benutzen, unsere Mundart mag mit demselben um einen Grad näher oder entfernter verwandt seyn.

Zu S. (2) „Daß wir weniger zahlreich sind, als andere Stämme“ — diese Bemerkung war offenbar nicht als ein „Vorwurf“ gemeint; wir wollten damit nur auf die Ungereimtheit der Präensionen unsrer A.B.C.-Macher aufmerksam machen. „Athen, Rom und Florenz“ waren herrscherbe oder sonst entschieden eminentere Städte, als sie einen literarischen Einfluß auszuüben anfangen; die Sprache derselben wurde von mehreren Millionen, denen sie den Ton angaben, gesprochen; in Athen sprach man nur griechisch; in Rom selbst war das Griechische bei weitem nicht das, was das Deutsche in unsern Städten ist. Die Bildung geht von den Städten aus; ist nun von unsern Städten für die Bildung unserer Landessprache etwas zu erwarten, das nicht mit dem, was von Athen, Rom und Florenz aus geschah, außer allem Verhältniß wäre? Wir glauben, diese Vergleichung des Hrn. K., so wie seine weitem mysteriösen Andeutungen, ohne „antipatriotisch“ zu seyn, „aberwichtig“ finden zu dürfen. Der patriotische Hr. K. meint übrigens, wir könnten uns, um „auch den Massen-Anbetern respectabel zu erscheinen“, zu den „Kroaten und Illyriern“ (d. i. Serben etc.) rechnen, wie die Kleinarussen zu den Großrussen gerechnet werden. Dieß wäre recht gut, wenn wir nur dieselbe Mundart redeten! Da aber dieß nicht der Fall ist, so müßte, wenn dieses „Hinzurechnen“ in sprachlicher Hinsicht einen Sinn haben soll, wenigstens in der Schrift unser Dialect, als der des Kleinern Theiles, aufgegeben werden, und wir müßten serbisch oder kroatisch schreiben **), wie die Kleinarussen großrussisch. Unsere Mundart würde also aufhören eine Schriftsprache zu seyn, und somit auch unser unschätzbares Halbvocal, dessen „rednerischen Wohlklang“ wir den Serben nicht leicht begreiflich machen könnten, aus der Schrift verschwinden!

*) So dürfte es wohl nicht möglich seyn, ihr das altslawische von uns „so schwer vermischt praeteritum simplex“ aufzudringen. Auch verzweifeln wir, es „in einer Schlicht Karantaniens zu entdecken“, da bekanntlich verloren gegangene tempora nicht so leicht gefunden werden, wie einzelne Wörter, oder bloß in einzelnen Lauten abweichende Wortformen.

**) Nur wer, wie Hr. K., auf die gerade Decendenz unsrer Mundart vom A.Slaw. eine so lächerliche Wichtigkeit legt, könnte glauben, die übrigen Südslawen würden sich uns anschließen, sobald diese Decendenz gehörig erwiefen wäre.

Zu S. (3) „Wir fragen“ etc. Es versuche Hr. K. eine Komödie des Aristophanes oder einen Dialog Plato's ins Krainische zu übersetzen *), da wird er bald fühlen, was wir unter jener Bildung einer Sprache verstehen, die der unsrigen fehlt. „Gehorsame Diener“ u. dgl. findet man bei Plato freilich nicht; Plato trug aber auch keine Hosen, und doch mag darum nun kein honetter Mensch ein Sansculotte seyn, weder in „Frankreich“, noch in einem andern gebildeten Lande.

Zu S. (4) „Kaiser Claudius“ etc. Wir danken für die schmeichelhafte Vergleichung mit diesem Kaiser, und bedauern nur, ihm nicht auch in der Vorliebe für A.B.C.-Studien so ähnlich zu seyn, wie Hr. K. Uebrigens verbietet uns die Achtung, die wir unsern Lesern schuldig sind, diesen S. im Tone des Hrn. K. weiter zu beleuchten, wie wir uns überhaupt so wenig als möglich der von ihm gebrauchten Waffen bedienen wollen.

Zu S. (5) „Auch daß unser Düperon“ (sehr viel Ehre für uns!) etc. Warum wir uns „von allen Segnern Triffino's gerade den unedelsten zum Patron gewählt?“ **) Aus dem ganz natürlichen Grunde, weil Firenzuola unter ihnen Allen bei weitem der berühmteste Schriftsteller, und seine Schrift unter den gegen Triffino erschienenen die bekannteste ist. ***) Sein moralischer Charakter geht uns hier nicht an; übrigens wird Hr. K. selbst davon wenig Schlechteres zu sagen wissen, als von dem des Horaz, den er doch fortwährend citirt. Den Vorwurf, mit Pietro Aretino bekannt gewesen zu seyn, müssen die ersten Männer seiner Zeit mit Firenzuola theilen. ****) Was Triffino betrifft, so sprechen Tiraboschi und Ap. Zeno, die ihm nach Hrn. K. „volle Gerechtigkeit widerfahren lassen“, von seiner Neuerung mit der Gleichgültigkeit, die die Sache verdient. Der erstere sagt unter andern: „Contro questa invenzione del Tr. si sollevaron parecchi come L. Martelli, A. Firenzuola, N. Liburnio e

*) In's Polnische u. B. übersetzt man dergleichen eben so leicht, wie in's Deutsche, und zwar nicht bloß wegen der aus andern Sprachen entlehnten Wörter honor, gatunek, rachunek etc.

**) Es ist eben so lächerlich, als böshaft, darin „ein von der gerechten Nemesis veranlaßtes Omen“ sehen zu wollen.

***) Sie wurde einzeln und in seinen gesammelten „Prose“ und „Opere“ oft gedruckt, und erst neulich in „Alcune prose scelte di A. Firenzuola“, Venezia 1828, von dem vielfach verdienten B. Gamba, der diesen Firenzuola „uno de' più gentili ingegni ch' abbia prodotto il secolo decimosesto“ nennt, wieder herausgegeben.

****) Der große Michelangelo Buonarroti schreibt ihm sehr freundlich, und redet ihm mit: „Magnifico messer Pietro mio signore e fratello“ an; Ariosto nennt ihn, indem er ihn im 46. Ges. seines Orf. Ene. unter seinen Bekannten anführt, „il divin Pietro Aretino“, etc. etc. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir sonst keineswegs die Apologie dieses berühmten Mannes machen wollen.

C. Tolommei, *) il primo de' quali saggiamente si attenne a riprovar come inutili le nuove lettere“; und kaum hat er dem Gegenstande wenige Zeilen gewidmet, so schließt er mit den Worten: „Ad alcuni sembrerà forse ch'io n'abbia detto più ancor del bisogno.“ Ap. Zeno nennt dieses „ritrovamento“ des Tr. „più lodevole nell'intenzione, che felice nell'esecuzione“, sagt aber auch: „Al def. Ab. Salvini parve più agevole all'uso e meno stranio all'occhio il segnare un accento circonflesso sopra quelle sillabe che avevano le vocali è ed ô aperte, senza aggiungere un nuovo carattere al nostro alfabeto, il che vedesi felicemente da lui praticato nel volgarizz. in versi sciolti de' poemi greci di O. piano.“ Uebrigens ist Triff. hinsichtlich der neuen Buchstaben (und von diesen allein ist hier die Rede) nicht „halb“, sondern (zum Glück) ganz besiegt worden. Sonst wären (um nur Eines zu erwähnen) die meisten Italiäner beim Gebrauche seines doppelten e und o gar oft in die nämliche Verlegenheit gekommen, in welche die Krainer beim Gebrauche der Metelko'schen e (é) und e, o und o gerathen, und noch mehr die übrigen Slowenen gerathen müssen.

Zu S. (6) „Des guten E.“ Dies geht uns nicht an.

Zu S. (7) „Müssen wir auch Y.'s Chica-ne“ zc. Nichts ist leichter, als zurückzuweisen; schwerer dürfte es für Hrn. K. sein, zu beweisen, daß den Römern die Combinationen ch, ph, th nicht einfache Laute darstellten. (Vergl. Slow. UG-Kr., Nr. I, S. 10.) Bis Hr. K. dieß bewiesen haben wird, bleiben wir bei unserer Behauptung, daß die Römer mehrere Zeichen zur Bezeichnung eines Lautes nach der vom Hrn. K. sogenannten teutonischen Methode vereinigten, was auch wir mit demselben Rechte thun können. Unsere „Einfälle über die classische Aussprache Griechenlands und Roms“ wollen wir für „leicht“ gelten lassen, sobald uns Hr. K. etwas Gründlicheres dafür gibt, uns z. B. zeigt, auf welche genügender Art er das Uebergehen des c in t in condicio zc. erklärt. Das gothische Alphabet kann uns eben so wenig zur Nachahmung reizen, als das cyrillische. Die Deutschen und Engländer mochten, wenn es auch einige pedantische Grammatiker gewünscht haben mögen, zu demselben nicht zurückkehren, weil sie Geschmack hatten. **) Dante, Petrarca zc. schrieben allerdings „nicht so, wie wir sie nun lesen“, jedoch bedienten sie sich der näm-

lichen Buchstaben, und (wir wiederholen es) nur von Buchstaben ist hier die Rede. Wie kann Hr. K. so unpassende Vergleichenungen machen!

Zu S. (8) „Hr. Y. hält“ zc. Unter grammatischen Studien versteht Schreiber dieses etwas ganz Anderes, als Buchstaben-schmiederey, und bescheidet sich um so lieber, in dieser Kunst ein „quivis“ zu seyn, da es in derselben seit mehreren Jahrhunderten Niemand gar weit gebracht hat.

Zu S. (10) „Ueber die große Entdeckung“ zc. Wenn Hr. Kopitar über diese Entdeckung „lacht“, so macht er gute Miene zu bösem Spiel. Freylich „sagt er es deutlich und oft genug, daß er Tonzeichen nicht als Lautzeichen gebrauchen wollte und konnte“, *) und doch schreibt er shena, rôka zc. Zeigt hier der Gravis den Ton an? Ja S. 211 sagt Hr. Kopitar ausdrücklich, er „könne im Collisionsfalle (wie hier) doch wohl den Special-Unterschied des Tones dem Laute aufopfern“ d. h. das gedehnte e und o mit dem Schärfungszeichen bezeichnen, um anzudeuten, daß das e und o offen lauten müsse. Wir fanden es ungeschickt, und finden es noch, daß Hr. Kopitar dem Gravis zwei oft einander widersprechende Dienste zugewiesen hat, und den Circumflex unbeschäftigt ließ.

Zu S. (11) „Wir freuen uns“ zc. Die Inschrift: „MASI TI BOG DOHTAR PRE-SUERIN“ wird, wenn wir einmal bekehrt sind, bei unserm Feuerwerk also aussehen: MAZI 'T2 BOG DOHTAR PREWER2N (welch' ein Gewinn für die Augen der Leser!). Unter diese Inschrift aber werden wir folgende Anmerkung setzen: „Wir müssen es den Lesern überlassen, im Namen Preweren den Ton auf die rechte Sylbe (es ist die mittlere) zu legen, da wir ihn durch den Accent nicht andeuten durften, weil alsdann der Name Preweran lauten würde. Zugleich müssen wir unser Bedauern ausdrücken, die übrigen zwei Inschriften nicht mittheilen zu können, da wir Schnörkelzen nicht gebrauchen mögen, im neuen Alphabet aber für D, A, Z, E, S einstellten noch keine Zeichen vorkommen.“**)

Zu S. (12) „Einanderer Beleg“ zc. Hr. K. verwechselt schon wieder grammatische Studien mit UG-Forschungen, in die wir uns allerdings niemals sonderlich „vertieft“ haben; doch haben wir gefunden, daß aus der Verschmelzung des j mit den einfachen Sauselauten zwar wohl die „polnischen Liquescirungen“ é, é, z und der dem é ähnliche neugriechische Laut in $\sigma\iota\chi$ entstehen, gerade darum aber die Zischlaute sh, ll, zh einen andern Ursprung haben müssen.

Zu S. (13) Hr. Y. nennt zc. „Unsre Schreib-

*) Diese „vier“ Gegner Triffino's waren übrigens nicht alle „Loscancer“; Nic. Alburno, war ein „prete Venez'ano“, wie Hr. K. aus Gamba, Serie p. 307, aus Sansovino, Venezia p. 600 zc. erschen kann.

***) Hr. K. wird freilich sagen: „Wollt ihnen der Geist der Buchstaben ein Geheimniß gelassen.“ (?)

*) Dies war ihm also ein Grundsatz; wohl gemerkt!

**) Für K. aber bemerken wir hier, daß wir früher (S. 9.) von dem i sprachen, welches wir mit zwey Handzügen schreiben, und nicht von A.

bung“, sagt Hr. K., „ist bereits in zwei Weisen [wirklich ausgeführt“ worden! Wie dies durch Hrn. Metelko geschehen, haben wir hinlänglich gezeigt. Unse Leser werden ersehen haben, daß diese Ausführung selbst mit einem Beweis für die Unausführbarkeit der Sache liefert. Von der Ausführung des Hrn. Danko kann gar nicht die Rede seyn. Uebrigens ist sie von der Metelko'schen wesentlich verschieden; beide können also nicht gleich gut sein, und doch scheint Hr. K. mit beiden gleich zufrieden! Wenn er so leicht zu befriedigen ist, so sind wir erbötig, ihm, so schwierig er auch das Buchstabenmachen findet, „addendo, demendo, mutando“ alle Tage eine neue Schreibweise vorzuschlagen; er soll uns nur Leser verschaffen, die sich unsre fortwährenden Additionen, Mutationen etc. gefallen lassen, und alle Tage ein neues ABC lernen wollen. Was die Projecte zu einem allgemeinen Alphabet für alle Sprachen betrifft, so müssen wir bemerken, daß wir keinen eigentlich großen Grammatiker kennen, der sich mit dergleichen befaßt hätte. *) Mit solchen beschäftigten sich meistens Leute, deren Sprachstudien nicht weit her sind, so wie z. B. nur halbgelehrte Mathematiker die Quadratur des Kreises, mittelmäßige Mechaniker das perpetuum mobile, unwissende Chemiker die Goldtinktur etc. zu suchen pflegen. Unter allen ABC-Projektmachern aber ist uns kein so merkwürdiger bekannt, als der „Ungar Kis“ **, „Elementare universale totius generis humani Alphabetum etc.“ (Pesthini 1813), ein (gut gemeintes) Machwerk unter aller Kritik herausgegeben hat, und es nimmt uns Wunder, daß ein Mann, wie Hr. K., der sonst mit „leicht“ u. dgl. Epitheten so viel herumwirft, es nicht verschmäht, eine solche Autorität anzuführen. Dieser „Kis“ proponiert ein allgemeines Alphabet, und kann nicht einmal so bekannte Sprachen, wie die französische und englische, lesen! Daher ist es begreiflich, daß er für alle Sprachen mit 39 Zeichen auszulangen glaubt“ (**), während doch nicht einmal die 53 Zeichen von Edwards auch nur für die europäischen hinreichen, was wir zu beweisen jederzeit bereit sind. Leseregeln fand Hr. Metelko auch bei seinem Alphabet nicht entbehrlich (was in der Natur der Sache liegt); auch nach seiner Methode lernt nicht leicht Jemand, der noch gar nicht lesen kann, „in acht Tagen ordentlich lesen“, und Kinder brauchen dazu eben so wenigstens mehrere Monate, wie nach jeder andern. In der Stelle aus Sheridan hätte Hr. K. das Wort properly, und nicht reading, unterstreichen sollen; dann hätte er die Sache ganz natürlich gefunden; denn es ist überall so. Es ist übrigens noch zu bemerken, daß es nicht immer leichter ist, einfache Zeichen zu erlernen, als combinirte. Combinationen wie sh, sh, zh merkt man sich leichter, als willkürliche Figuren wie æ, w, y, weil die Analogie derselben erleuchtet; denn da sich l, s, z zu sh, sh, zh auf die nämliche Art

verhalten, so findet es jeder natürlich, daß dieses Verhältnis auch auf die nämliche Art in der Schrift angedeutet wird. Die „tausend Leseregeln“, von denen Hr. K. spricht, entstehen nicht so sehr aus dem Mangel einfacher Zeichen für einfache Laute, sondern aus der Nichtbeobachtung des früher vom Hrn. K. gepredigten Hauptgesetzes jeder Buchstabenschrift: „Schreib wie du sprichst“, welche Nichtbeobachtung freylich durch andere Rücksichten hinlänglich gerechtfertigt wird.

Zu S. (14) „Um jedoch“ etc. S. oben zu S. (13) „Hr. U. nennt.“ Wir haben schon früher gezeigt, daß es bei der schriftlichen Bezeichnung der feineren Nuancen der Laute auf ein Mehr oder Weniger nicht wesentlich ankommt, da das Meiste ohnehin mündlich geschehen muß, und leicht geschehen kann. „Die Schreibung der neuuropäischen Sprachen“ „schwankt“ bei weitem weniger wegen der bisherigen Combination mehrerer Zeichen für einen Laut (auch schreibt sie Grimm nicht diesem Umstande zu), als wegen des natürlichen Schwankens der Aussprache selbst.

Zu S. (15) „Der Hauptgrund aber“ etc. Wenn der „Hauptgrund, warum wir occidentalische Slawen auf ein vollständiges Alphabet einfacher Zeichen dringen müssen“, „die Sarkasmen unserer orientalischen Brüder“ sind, so ist dieses Müßigen wohl schlecht begründet. Denn für die Sarkasmen der Russen und Serben können wir uns durch die Uebereinstimmung mit allen gebildeten Völkern Europa's leicht trösten.

Zu S. (16) „Aus dem so eben Gesagten“ etc. Hr. K. behauptet nun, nur „einen orthographischen Grundsatz zu haben, und zwar den aller echten Buchstabenschrift: So viel Laute, wenigstens so viel einfache Zeichen.“ Dieser Grundsatz entspricht dem II. und III. der von uns aufgestellten, nur daß er weniger bestimmt ist; der erste derselben aber war sonst dem Hrn. K., wie wir bereits bemerkt haben, „jeder Buchstabenschrift erstes und Hauptgesetz“; den vierten billigt er noch jetzt, wie wir aus S. 10. ersehen; den fünften wenigstens Hr. Metelko für nothwendig befunden haben, sonst hätte er nicht lateinische Zeichen weggeworfen, deren Wiedereinführung sich Hr. K. unter einer Bedingung möchte gefallen lassen, die gerade unsern sechsten Grundsatz wenigstens theilweise bestätigt. Daß wir diese Grundsätze in unsrer ersten Bataille nicht „aus dem Gesichte verloren“ haben, beweisen unsere fortwährenden Beziehungen auf dieselben; das „Detail“ schien uns nöthig, um den „Ungrund“ derselben gehörig und für den Sachkundigen überzeugend zu beweisen; für einen solchen aber brauchen wir nicht immer ausdrücklich zu sagen: „Nun wird der Ungrund des ersten, des zweiten etc. Grundsatzes bewiesen“ und am Ende eines jeden Beweises ein q. e. d. hinzuzusetzen; wir wählten dabei den Gang, der uns der zweckmäßigste schien, und bei dem wir Wiederholungen am besten vermeiden konnten. — Wenn Hrn. K. hinsichtlich des Gebrauches des c, x und z für η, æ und ζ am „Beitritt der Kroaten, Slawonier und Dalmatiner“ gelegen ist, so brauchen wir ihm denselben nicht erst zu „verbürgen“, da er mehr oder weniger bereits geschehen ist. *) Wir

*) Leibniz war nicht als Grammatiker groß.

**) Es ist gut, daß Hr. K. ausdrücklich sagt der „Ungar“ Kis; sonst hätte jemand glauben können, es sey der Vater weilsand König Saul's gemeint; der Ungar schreibt sich Kyss.

**) Wenn man zu den 32 Metelko'schen Zeichen nur das ð, ð, das nafate n, das doppelte engl. th (neugriech. ð und ð) die poln. y, ł, ł, ł, und das grobe l, das mouillirte t und d der Serben etc. hinzurechnet, so hat man schon mehr Zeichen, als ihrer Kyss für alle Sprachen zu brauchen glaubt.

*) Stulli in seinem dalmat. Vericon, Katanosich in seiner unlängst erschienenen bosnischen Bibelübersetzung etc. gebrauchen das e, x und z ganz auf diese Art.

finden indessen auch diese Abweichung von dem bei uns? Gehenden nicht zweckmäßig, so wie wir dasch für nirgends zu wirklichem Gebrauche vorge schlagen haben. Der Vorliebe des Hrn. K. für den Halb vocal haben wir bereits oben erwähnt; wir haben aber auch schon früher gezeigt, wie sich unser Dialect im Gebrauch desselben von dem kirchen slawischen (wollte man auch im letztern den Halb vocal überall gelten lassen, wo ihn Hr. K. haben will) wesentlich unterscheidet. (S. St. W. E. Kr. I. S. 6.) — In wie fern das griechische *υ* unserm Halb vocal ähnlich ist, wird Hr. K. nicht leicht bestimmen können; ähnlicher mag denselben der römische „*medius u et i literae sonus*“ gewesen seyn, der gewiß vom griech. *υ* verschieden war, sonst hätte der Pro tégés des Hrn. K., Kais. Claudius, für den erstern kein neues Zeichen zu erfinden gebraucht, noch Quintilian ausdrücklich gesagt: „*Jucundissimas ex graecis litteras (υ et φ) non habemus.*“ — Un das französische *e* muet sollte Hr. K. nicht erinnern. Die Franzosen haben kein eigenes Zeichen für diesen Laut, sondern sie bedienen sich desselben *e*, um die Laute *e*, *ε* und *ε* auszudrücken, und gebrauchen namentlich das *é* und *ê* gerade auf die von uns vorgeschlagene Weise. Der französische Sänger macht übrigens aus jedem *e* muet ein kurzes *eu* (*ö*), während man im krainischen Gefange aus dem *e* bald ein *e*, bald ein *i*, bald ein *u* zu machen hat. Also wieder eine unpassende Vergleichung! — Warum Hr. K. unser Experiment bei den „polnischen Damen“ ungeschickt findet, sehen wir nicht ein.*) Diese sind artig genug, um jemanden seines Muttersprache nicht unnöthigerweise in's Gesicht zu tadeln, und wissen übrigens (ungeachtet ihrer sonstigen Bildung) von den Eigenschaften der dalmatinischen Sprache wohl eben so wenig, als von denen der krainischen. Wenn sie also die krainische übellautend fanden, so war ihr Urtheil gewiß unbefangenen. Wenn übrigens Hr. K. an der Wirklichkeit unsers Experiments zweifelt, so kann er es in Wien leicht selbst machen; und macht er es nicht ungeschickter, als wir, so wird er gewiß das nämliche Resultat haben. — Wenn endlich Hr. K. glaubt, „*predoj*“ laute im krainischen eben so einsylbig, wie im polnischen *viatr*, *mysl* &c. so hat er diese Wörter wohl nie von einem Polen aussprechen hören. *Predna* lautet mit *predan* analog, nicht aber mit *viatr*.**)

Zu S. (17) „*Über indem wir*“ &c. Hr. K. gesteht also selbst, daß Hr. Metelko die Zeichen nicht ganz nach seinem Sinne gewählt hat, und daß er auch mit dessen Schreibung nicht ganz zufrieden ist. — Durch die Schreibung *pes* &c. sollen wir die Steyrer &c. zwingen, daß sie das Wort nicht *pöl* &c. sondern eben so unsonor aussprechen, wie die meisten (jedoch bei weitem nicht alle) Krainer? Ist es nicht natürlicher, die dem Wohl laut angemessenere Schreibung zu wählen, und es dem Leser zu überlassen, die Aussprache derselben nach seiner localen Sprachvarietät zu corrumpiren?

Zu S. (18) „*Am Schluß*“ &c. Hr. K. wirft uns Sophistery und Unredlichkeit vor; wir aber meinen uns über die Metelko'sche Reform viel „*offener*“ ausgesprochen zu haben, als er selbst. Man sollte glauben, daß er nur mit dem nicht ganz zufriedenen ist, was er im S. (17) „*Über indem wir*“ &c. bemerkt; allein warum schreibt er nicht mit Hrn. Metelko auch *poutengana*, *predna*, sondern *poutengana*, *prednj*? Es ist von seinem Geschmack*) zu erwarten, daß er Figuren, wie *l*, *n*, *h*, *e*, *o* (von denen wenigstens die drei ersten die häßlichsten und undeutlichsten Schnörkelen sind, durch die das lateinische Alphabet je entstellt worden ist) nicht billigt**); auch dürfte er eingesehen haben, daß der Gebrauch eines doppelten *e* und *o* seine Schwierigkeiten hat (und er wird namentlich mit Hrn. Metelko hinsichtlich dieses Gebrauches wohl schwerlich übereinstimmen); aber warum sagt er dieses alles nicht gerade heraus? Ist nicht sein Stillschweigen darauf berechnet, wenigstens von den oberflächlichen Lesern für Willigung genommen zu werden? Heißt das „*bona fide*“ kämpfen? Ueberhaupt sehen wir aus dem Artikel des Hrn. K. eigentlich noch gar nicht, in wie fern er mit der Metelko'schen W. E. Reform im Einzelnen zufrieden ist, ja nicht einmal, wie viel und was für Zeichen er zu einem krainischen Alphabet nach seiner Idee verlangt. Und doch sollte man glauben, daß er sich mit dem Gegenstande schon lange genug beschäftigt hat, um einmal etwas Bestimmtes darüber sagen zu können!

Doch genug — „*und mehr als genug*“, werden sich unsre Leser denken. Da Hr. K. die Schlüßworte unsers ersten W. E. Artikels, mit denen wir erklärten, was wir von unserm Begnern verlangen, wenn sie wünschen sollten, uns von unserm Verthum zu überzeugen, und zugleich andeuteten, wie wir den weitern Operationen derselben begegnen würden, in dem Sinne genommen hat, als hätten wir ihnen gegen alles Kriegsrecht, „*ihrer Vertheidigungsplan vorschreiben*“ wollen, so schließen wir gegenwärtigen Aufsat mit der ganz einfachen Erklärung, daß wenn Hr. K. uns ein zweites Mal bloß mit Berunglimpfungen unsers Charakters, mit vornehmen Abweisungen, mit allgemeinen Behauptungen, mit schlechten Vergleichen, mit schalem Witz und gemeinen Unflätheren, und nicht mit von der Sache selbst hergenommenen Gründen bekämpfen sollte, wir (ohne gerade das unsaubere Dislichon „*des weisen Leo Mediaevus*“ auf ihn anzuwenden zu wollen) es nicht mehr der Mühe werth erachten werden, ihm auch nur eine Zeile zu erwiedern.

U. (für Hrn. K. mit dem Beisatze: *ironice.*)

*) Freilich kann man den Geschmack desjenigen, der eine Figur wie *ß* für den Halb vocal gebrauchen möchte, eben nicht sehr rühmen!

***) Bei Erwähnung des durchstrichenen *S* des *P. Marcus* sagt Hr. Kopitar in *s. Gram.* S. 186: „Das heißt aber schon, über die Grenzen der Teutonischen Methode, sich an den lateinischen Buchstaben selbst vergreifen: oben, unten, rechts, links könnt ihr Schnörkelen anbringen, sogar andere ganze Buchstaben neben anbauen, so viel ihr wollt, aber die Majestät des lateinischen Buchstabens in der Mitte sey euch heilig, und unberührbar.“ Wer hat nun diese „Majestät“ mehr verletzt, *P. Marcus*, oder Hr. Metelko?

*) Uebrigens sprachen wir nicht gerade von „*polnischen Damen*“, sondern von „*fremden Slawen*“ überhaupt.

**) Die Zweifelsichtigkeit von *predna* wird übrigens durch das unterkrainische *pred-i* un widersprechlich bewiesen.

Literarische Scherze

in August Wilhelm v. Schlegel's Manier.

80 III

„Doctor - Dichter P.“

I. ERROR TYPI.

Ad proprium formante typum Zoiso, K^o -! te,
Ex errore typi Zoilus alter ades.

II. APĚL IN ZHĚVLJAR.

(Po Plinijovi pravljizi.)

ApĚl podóbo na oglěd postavi;
De bi reznízo slíshal, ne le hvalo,
Sád skrit vse vprék poslúfha, kaj síjalo
Neúmno, kaj umětni od njě pravi.

Pred njó s kopítí zhěvljarzhik se vstavi;
Smolár ker ogleduje obuválo,
Jerménov meni de imá premálo;
Kar on ozhíta, koj ApĚl poprávi.

Ko pride drugi dan moj mosh kopítni,
Namest deb' shěl naprěj po svoji pótí,
Ker zhevli so po gódi¹⁾, mézh se lóti.

Savérne ga obrásnik imenúti,
In tebe s njim, kdor nap'zhen sí ozhítar,
Rekózh: „Le zhevlje sódi naj kopítar“²⁾.

1) Ohne Fehl.

2) Um nicht mißverstanden zu werden, erklären wir, daß wir das Fach der Grammatik dem Hrn. K. als seine „erepida“ gelten lassen. Cuique suum. Wir beschränken daher diesen Ausspruch lediglich auf sein ästhetisches Urtheil. Sieh Jähr. Blatt Nr. 27, vom 6. Juli, S. 108, Spalte 1. „Die ästhetischen Genies“ Spalte 2, „was den echt (nicht bei Rogebue oder Clauxen) Gebildeten gefallen kann.“ Wir begreifen unter andern nicht, wie die lyrischen Dichtungen, Romanzen u. der Zibeliza mit den Dramen des ersten und den Romanen des letzten verglichen werden können.

III. RELATA REFERO.

Wie 's kommt, daß so viel Roth der ausgespieen,
Der anno acht schon¹⁾ so gescheldt geschrieben,
Das will ich euch erklären, meine Lieben,
Will von den Augen euch den Schleier ziehen.

Das Buch, das als gelahrt den Mann verschrien,
Hat, weil just nicht geruh'te zu belieben
Der Herr, sein Secretarius unterschrieben;²⁾
Wie viel hat der bis nun daraus entliehen!

Der Slawen Schlókerische Millionen,
Was sonst darin besagt von unfrem Stamme,
Vermißt man nie in seinen Recensionen.

Doch da kein Tropfen für des Hasses Flamme
Im Duell, den er auch jetzt nicht würde schonen,
So schöpft' er einmal auch aus eig'ne m
Schlamme.

IV.

„Hoc scio pro certo, quoties cum stercore
certo.“³⁾

In Meeres Tiefen, auf der Erde Fluren,
In Lüften, wie wir unmaßgeblich meinen,

1) Die Mémoires de l'Académie Celtique kündigen „die Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark,“ die zu Laibach 1808 erschien, als ein Werk des Hrn. B. v. Z. an: „On la doit au zèle et aux lumières de M. de Zoïs, membre de l'Académie Celtique,“ der gleich darauf ein „savant et zélé philologue“ genannt wird.

2) Am Titelblatte erscheint der Name des Autors nicht, sondern ganz am Ende des Buches der des Hrn. K., einflüchtigen Secretärs des Hrn. B. v. Z.

3) Jähr. Blatt Nr. 27, vom 6. Juli, S. 112, Spalte 2; und Seite 108, Spalte 2.

Kann ein Ding mit dem andern sich vereinen
Nur, wenn verwandt sich anzieh'n die Naturen.

Der Roth sympathisier nicht mit den puren
Kristallen, nicht mit Gold und Edelsteinen;
Nicht lange kleben deshalb an den reinen,
Was sie besudeln mag, des Schmutzes Spuren.

Deswegen kannst du keck zu Allem schweigen,
Was er geschrieben im unedlen Style,
Der Keifern von Thersitens Schlage eigen.

Und führt' er allen Schlamm her, der im Nite,

Dich, Freund! beschmutzt er nicht, er wird nur
zeigen
Den Lesern sein ingenium suile.

V.

Du staunst, mein Freund! und fragst, woher und wie
es kam,

Daß deiner Gegner Kampf so eine Wendung nahm? —
Wem 's sonst an Waffen fehlt, nun der nimmt in
der Regel

Zulezt die Zuflucht zu dem nächsten besten — Flegel.

